

PAT BARKER

DIE
STIMME
DER
FRAUEN



LAGO

PAT BARKER

DIE
STIMME
DER
FRAUEN

PAT BARKER

DIE
STIMME
DER
FRAUEN

LAGO
LAGO

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@lago-verlag.de

1. Auflage 2022

© 2022 by Lago, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH,

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die englische Originalausgabe erschien 2021 bei Doubleday unter dem Titel *The Women of Troy*. © 2021 by Pat Barker. All rights reserved.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Larissa Rabe

Redaktion: Carina Heer

Umschlaggestaltung: Manuela Amode, dem Original nachempfunden

Umschlagabbildung: Sarah Young

Satz: Christiane Schuster | www.kapazunder.de

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-95761-218-2

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95762-324-9

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95762-325-6



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.lago-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

*Für Jack, Maggie und Mr Hobbes;
und in liebevoller Erinnerung an Ben.*



Im Bauch des Pferdes herrscht Hitze, Dunkelheit, Schweiß, Angst. Die Männer sind hineingestopft wie Oliven in einen Krug, es ist eng und überfüllt. Er verabscheut die Berührung anderer Leiber, das ist immer schon so gewesen. Selbst bei sauberen, wohlriechenden Leibern wird ihm fast übel – und diese Männer hier stinken. Es wäre vielleicht nicht so schlimm, wenn sie sich nicht bewegen würden, aber das tun sie. Jeder regt sich, verlagert sein Gewicht von hier nach da und versucht, die Schultern so auszurichten, dass er ein klein wenig mehr Platz bekommt. Alle sind ineinander verschlungen und winden sich wie die Würmer in der Pferdescheiße.

Rotwurm.

Das Wort schleudert ihn in eine Spirale der Erinnerung, immer weiter herab, hinunter, in die Vergangenheit, zurück ins Haus seines Großvaters. Als Junge – einige der Männer hier scheinen zu glauben, er wäre noch immer einer – ist er jeden Morgen zu den Ställen hinuntergelaufen. Er rannte den Weg zwischen den großen Hecken entlang, sein Atem bildete Wölkchen in der kalten Luft, die nackten Zweige schimmerten im rötlichen Morgenlicht. Sobald er die Biegung hinter sich hatte, sah er den armen alten Rufus am Gatter des ersten Sattelplatzes

stehen – oder vielmehr lehnen. Er hatte auf Rufus reiten gelernt. Das hatten sie fast alle, denn Rufus war ein außergewöhnlich zuverlässiges Pferd. Kein Witz: Wenn man ins Rutschen kam, streckte er den Huf aus und schob einen wieder hinauf. Er hatte nur glückliche Erinnerungen an das Reitenlernen. Also kraulte er Rufus ausgiebig an allen Stellen, die er selbst nicht erreichen konnte, dann blies er ihm sanft in die Nüstern, und ihr Atem vermischte sich in einem schnaubenden, warmen Laut. Der Klang von Sicherheit.

Wie sehr er dieses Pferd geliebt hat! Mehr als seine Mutter, mehr sogar als seine Amme, die man ihm ohnehin genommen hatte, als er sieben war. Rufus. Selbst der Name hatte ein Band zwischen ihnen geschaffen: Rufus – Pyrrhos. Beide Namen bedeuten »rot« – und sie waren beide ungewöhnlich rothaarig. Zugegeben, das Fell von Rufus war eher kastanienbraun als rötlich. Als junges Pferd hatte sein Fell geschimmert wie die ersten Rosskastanien im Herbst, aber er wurde natürlich älter. Und krank. Schon im letzten Winter hatte ein Pferdeknecht gesagt: »Er ist ein bisschen mager, man sieht seine Rippen.« Seitdem war Rufus von Monat zu Monat dünner geworden; Schulter- und Beckenknochen drangen scharf und spitz durchs Fell, und er begann, ausgemergelt auszusehen. Nicht einmal das saftige Sommergras hatte ihn Fett ansetzen lassen. Eines Tages beobachtete Pyrrhos, wie ein Stallknecht einen Haufen lockerer Pferdeäpfel zusammenschaukelte, und er fragte: »Warum sieht das so aus?«

»Rotwurm«, antwortete der Mann. »Der arme alte Kerl ist voll davon.«

Rotwurm.

Und dieses Wort versetzt ihn zurück in die Hölle.

Zuerst gestattet man ihnen Wachlichter, mit der strengen Mahnung, sie augenblicklich zu löschen, sobald sich das Pferd zu bewegen beginnt. Schwache, flackernde Lichter, doch ohne sie hätte ein Pelz von Dunkelheit und Angst ihn erstickt. Jawohl, Angst. Er würde es abstreiten, wenn ihn jemand fragen würde, aber die Angst ist da, unverkennbar, in seinem trockenen Mund und in der Unruhe in seinen Gedärmen. Er versucht zu beten, aber kein Gott hört ihn, und so schließt er die Augen und denkt: *Vater*. Das Wort fühlt sich unbeholfen an, wie ein neues Schwert, wenn sich die Finger noch nicht an den Griff gewöhnt haben. Hat er seinen Vater je gesehen? Falls dem so ist, dann ist er damals ein Baby gewesen, zu jung, um sich an die wichtigste Begegnung seines Lebens zu erinnern. Er versucht es stattdessen mit: *Achill* – und tatsächlich ist es leichter, den Namen zu verwenden, den das ganze Heer benutzen kann.

Er blickt die Männer an, die sich eng an eng neben und vor ihm auf den Bänken drängen. Jedes Gesicht ist von unten her beleuchtet, winzige Flammen tanzen in ihren Augen. Diese Männer haben Seite an Seite mit seinem Vater gekämpft. Da ist Odysseus: dunkel, schlank, frettchenhaft, der diese ganze Unternehmung erdacht hat. Er hat das Pferd entworfen, seinen Bau überwacht, einen trojanischen Prinzen gefangen genommen und gefoltert, um Einzelheiten über die Verteidigungsmaßnahmen der Stadt zu erfahren – und zum Schluss hat er sich die Geschichte ausgedacht, mit deren Hilfe sie durch die Stadttore kommen sollen. Wenn dieser Plan fehlschlägt, werden alle wichtigen Krieger des griechischen Heeres in einer einzigen Nacht umkommen. Wie kann man eine solche Verantwortung nur aushalten? Und doch scheint Odysseus nicht im Mindesten beun-

ruhigt. Ohne es zu wollen begegnet Pyrrhos seinem Blick, und Odysseus lächelt. Oh ja, er lächelt, er ist scheinbar freundlich, aber was denkt er wirklich? Wünscht er sich, Achill wäre hier, und nicht sein Sohn, dieser unnütze kleine Kümmerling? Nun, falls er es sich wünscht, hat er recht, Achill sollte eigentlich hier sitzen. *Er hätte keine Angst gehabt.*

Als er seinen Blick weiterwandern lässt, sieht er Alkimos und Automedon nebeneinander. Früher sind sie die maßgeblichen Berater von Achill gewesen, nun sind sie seine. Nur ist »Berater« nicht ganz das richtige Wort. Sie sind die Herren der Lage. Vom Moment seiner Ankunft an unterstützen sie einen Anführer, der über keinerlei Erfahrung verfügt, sie sorgen dafür, dass seine Fehler in Vergessenheit geraten, sie sind stets darum bemüht, dass er in den Augen der Männer gut dasteht. Nun, das alles wird sich am heutigen Tag, oder vielmehr in der heutigen Nacht, ändern. Nach dieser Nacht wird er den Männern, die an Achills Seite gekämpft haben, in die Augen schauen und nichts erblicken als Respekt – Respekt vor dem, was er in Troja erreicht hat. Natürlich wird er nicht damit prahlen, wahrscheinlich wird er es nicht einmal erwähnen, das wird nicht notwendig sein, denn jeder wird Bescheid wissen. Das ist immer so. Er merkt, wie die Männer ihn manchmal anblicken und an ihm zweifeln. Aber nach dieser Nacht nicht mehr. Heute Nacht wird er ...

Du liebe Zeit, er muss scheißen. Er setzt sich aufrechter hin und versucht, die Schmerzen im Darm zu ignorieren. Als sie in das Pferd geklettert waren, hatte es eine Menge Witze darüber gegeben, wohin man die Latrineneimer stellen sollte. »Ans Ende, wo der Arsch ist«, sagte Odysseus, »wohin sonst!« Es hatte großes Gelächter auf Kosten derer gegeben, die hinten im Pferd saßen.

Niemand hat die Eimer bisher benutzt, und er will auf keinen Fall der Erste sein. Alle werden sich die Nase zuhalten und sich mit den Händen Luft zufächeln. Es ist nicht fair, es ist einfach nicht fair. Er sollte lieber an wichtige Dinge denken, daran, dass der Krieg für ihn heute Nacht ruhmreich zu Ende gehen wird. Jahrelang hat er sich darauf vorbereitet; seit er alt genug gewesen ist, um ein Schwert zu heben. Sogar früher schon, als er fünf oder sechs war, hat er mit angespitzten Stöcken gekämpft. Es gab keinen Augenblick, in dem er nicht gekämpft hätte, und er schlug mit den Fäusten auf seine Amme ein, wenn sie ihn zu beruhigen versuchte. Und nun geschieht es tatsächlich, es passiert endlich alles wirklich – und alles, woran er denken kann, ist: *Und wenn ich mir in die Hosen scheiße?*

Der Druck scheint ein wenig abzuklingen. Vielleicht geht ja alles gut.

Draußen ist es sehr still geworden. Seit Tagen hat Lärm geherrscht: Die Schiffe wurden beladen, die Männer sangen, es wurden Trommeln geschlagen, Schwirrhölzer sirrten, die Priester stimmten Sprechchöre an – und das alles so laut wie möglich, denn die Trojaner sollten es hören. Sie mussten glauben, die Griechen würden tatsächlich abziehen. Es durfte nichts in den Hütten zurückbleiben, denn als Erstes würden sie Späher zum Strand aussenden, um zu überprüfen, ob die Griechen das Feldlager tatsächlich aufgegeben hatten. Es reichte nicht, nur die Männer und die Waffen abzuziehen. Frauen, Pferde, Möbel, Vieh – alles musste fort sein.

Im Pferd wird nun ein unbehagliches Murmeln laut. Die Stille gefällt ihnen nicht. Es fühlt sich an, als hätte man sie verraten und aufgegeben. Pyrrhos verdreht sich auf der Bank und späht durch

einen Spalt zwischen zwei Holzplanken, aber er kann nichts erkennen. »Was zum Henker ist da los?«, fragt jemand. »Keine Sorge«, antwortet Odysseus, »die kommen wieder.« Und tatsächlich hören sie nur Minuten später Schritte vom Strand herauf auf sie zukommen, gefolgt von einem Ruf: »Alles klar da drinnen?« Ein Knurren als Antwort. Dann, es scheint, als wären Stunden vergangen, obwohl es wahrscheinlich nur Minuten sind, bewegt sich das Pferd mit einem Ruck. Sofort hebt Odysseus die Hand, und eines nach dem anderen erlöschen die Wachlichter.

Pyrrhos schließt die Augen und stellt sich die verschwitzten Rücken der Männer da draußen vor, wie sie sich vornübergebeugt abmühen, dieses Monster von einem Pferd über den zerfurchten Boden nach Troja zu ziehen. Sie haben Gleitrollen als Hilfsmittel, aber trotzdem dauert es lange – das Land ist vernarbt und gezeichnet von zehn langen Jahren des Krieges. Die Männer im Pferd wissen, dass sie sich der Stadt nähern, als die Priester einen Lobgesang auf Athene anstimmen, die Schutzgöttin der Städte. Die Schutzgöttin der Städte? Soll das ein Witz sein? Man kann verdammt noch mal nur hoffen, dass sie *diese* Stadt nicht beschützt! Endlich hat das Schlingern ein Ende. Die Männer im Bauch des Pferdes wenden sich einander zu und schauen sich an, ihre Gesichter sind im schwachen Licht nur als helle Flecken erkennbar. Ist es so weit? Sind sie da? Eine weitere Lobeshymne auf Athene, und dann, nach drei abschließenden Rufen zur Ehre der Göttin, wenden die Männer, die das Pferd vor die Tore von Troja gezogen haben, sich zum Gehen.

Ihre Stimmen, die noch immer Gesänge und Gebete anstimmen, verklingen in der Ferne, und es wird still. Jemand flüstert: »Und nun?« Und Odysseus sagt: »Wir warten.«

Ein Trinkschlauch aus Ziegenleder mit verdünntem Wein darin wird von einer Hand zur anderen gereicht, doch sie wagen es höchstens, die Lippen zu benetzen. Die Eimer sind bereits zu mehr als zwei Drittel voll, und wie Odysseus spöttisch angemerkt hatte: Ein hölzernes Pferd, das anfängt zu pissen, könnte Verdacht erregen. Es ist heiß hier drin; es riecht nach dem Harz frisch gefällter Kiefernstämmen – und nach und nach geschieht etwas sehr Merkwürdiges, denn er schmeckt das Harz und riecht die Hitze. Das Innere seiner Nasenlöcher scheint versengt. Und er ist nicht der Einzige, der leidet. Machaon ist schweißüberströmt – er wiegt sehr viel mehr als die jüngeren Männer, die so mager sind wie die verwilderten Hunde, die jetzt sicher an den Türen der leeren Hütten herumschnüffeln und sich fragen, wohin die Menschen wohl verschwunden sein mögen. Pyrrhos versucht, sich das Lager verlassen vorzustellen. Zehn Tage nach dem Tod seines Vaters ist er zum ersten Mal in die Halle gekommen, er hat sich auf den Stuhl des Achill gesetzt, die Hände auf die geschnitzten Köpfe der Berglöwen gelegt und die Fingerspitzen gegen ihre knurrenden Mäuler gedrückt, wie Achill es jeden Abend getan haben muss – und die ganze Zeit kam er sich vor wie ein Hochstapler oder wie ein kleiner Junge, dem man gestattet hat, lange aufzubleiben. Hätte er nach unten geschaut, würden seine Füße sicher ein ganzes Stück über dem Boden gebaumelt haben.

Morgen früh ist er vielleicht schon tot, aber es hat keinen Sinn, darüber nachzudenken. Der Schicksalstag eines Mannes kommt, wann immer er kommt, und man kann nichts tun, um den Moment hinauszuzögern. Er schaut die Reihe der Gesichter entlang und sieht seine eigene Anspannung in jedem einzelnen von ihnen gespiegelt. Selbst Odysseus knabbert jetzt an seinem

Daumennagel. Die Trojaner müssen mittlerweile wissen, dass die Schiffe davongesegelt sind, dass das Lager der Griechen tatsächlich verlassen ist – aber möglicherweise misstrauen sie der Sache ja? Priamos ist ein alter Fuchs, er herrscht seit fünfzig Jahren über Troja und fällt auf eine solche List nicht herein. Das Pferd ist eine Falle, eine geniale Falle – *ja, aber wer täuscht hier wen?*

Odysseus hebt den Kopf und lauscht, und einen Augenblick später hören sie es alle: das Gemurmel trojanischer Stimmen, neugierig und nervös. Was ist das? Warum steht es hier? Haben die Griechen tatsächlich aufgegeben, die Heimfahrt angetreten und den Trojanern dieses komische Geschenk dagelassen? »Merkwürdig nutzlos«, sagt jemand. »Wie kannst du sagen, es sei nutzlos, wenn du nicht weißt, wozu es dient?!«, ruft ein anderer. »Wir wissen vielleicht nicht, wozu es dient, aber eines wissen wir: Den verdammten Griechen kann man nicht trauen!« Zustimmungliche Rufe. »Und überhaupt, woher wissen wir denn, ob es leer ist? Woher wissen wir, dass da niemand drin ist?« Die Stimmen ändern sich – jetzt hört man keinen Argwohn mehr, sondern Angst. »Zündet es an!« – »Ja, los, legt Feuer an das Scheißding und brennt es nieder. Dann merken wir ganz schnell, ob jemand drin sitzt!« Der Plan findet Anklang. Bald rufen sie alle im Chor: »Feuer dran! Feuer dran! Feuer dran!« Pyrrhos blickt sich um und sieht Furcht in den Gesichtern. Nein, mehr als Furcht – Todesangst. Das hier sind tapfere Männer, die besten des gesamten griechischen Heeres, aber wer behauptet, er hätte keine Angst vor Feuer, ist entweder ein Lügner oder ein Dummkopf.

FEUER DRAN! FEUER DRAN! FEUER DRAN!

Ein hölzernes Gehäuse, vollgestopft mit Männern, wird in Flammen aufgehen wie ein Scheiterhaufen, der mit Schweine-

schwarten gespickt ist. Und was werden die Trojaner tun, wenn sie Schreie hören? Losrennen und Wassereimer ranschleppen? Den Teufel werden sie tun: Sie werden dabeistehen und lachen. Wenn das restliche Griechenheer zurückkehrt, wird es nur noch verkohltes Holz und die Überreste verbrannter Männer vorfinden, die erhobenen Fäuste geballt wie Faustkämpfer, in der üblichen Haltung von Menschen, die im Feuer umkommen. Und über ihnen auf den Mauern die Trojaner. Er ist kein Feigling, wirklich nicht, er ist in dieses verdammte Pferd gestiegen und ist auf den Tod vorbereitet, aber er wird auf gar keinen Fall sterben wie ein Schwein, das am Spieß gebraten wird. Besser jetzt heraussteigen und kämpfen ...

Er hat sich schon halb erhoben, als zwischen den Köpfen zweier Männer die Spitze eines Speers erscheint. Ihre Gesichter sind ausdruckslos vor Schreck. Sofort beginnen alle, sich tiefer in den Pferdeleib zu drücken, lautlos, und doch so weit weg von den Außenseiten, wie sie nur können. Draußen schreit eine Frau mit lauter Stimme: »Das ist eine Falle, begreift ihr denn nicht, dass es eine Falle ist?« Dann ertönt eine andere Stimme, die eines Mannes, alt, aber nicht schwach, und von großer Autorität. Das kann nur Priamos sein. »Kassandra«, sagt er. »Geh zurück nach Hause, komm schon, geh heim.«

Die Männer im Pferd wenden sich Odysseus zu und starren ihn anklagend an. Es ist sein Plan, aber er zuckt nur mit den Achseln und hebt die Hände. Hilflos? Beruhigend?

Wieder laute Rufe. Die Wachen haben jemanden aufgegriffen. Sie zerren ihn vor Priamos und zwingen ihn auf die Knie. Und dann schließlich – endlich! – beginnt Sinon zu sprechen. Erst zittert ihm die Stimme, aber sie wird kräftiger, als er sich

in seine Erzählung stürzt. Pyrrhos schaut zu Odysseus hinüber und stellt fest, dass dessen Lippen sich im Gleichtakt mit Sinons Worten bewegen. Er hat ihn in den letzten drei Wochen auf diesen Moment vorbereitet, die beiden sind Stunde um Stunde ohne Pause auf dem Sandplatz auf und ab gelaufen, haben alles geprobt und versucht, jede Frage vorwegzunehmen, die die Trojaner nur stellen könnten.

Jede kleine Einzelheit ist so überzeugend wie nur irgend möglich: Die Griechen glauben, die Götter hätten ihnen ihre Gunst entzogen – insbesondere Athene, die sie schwer erzürnt haben. Das Pferd ist eine Weihgabe und muss sofort zum Tempel der Athene gebracht werden. Aber nicht die Einzelheiten sind von Belang. Alles hängt davon ab, ob Odysseus den Charakter des Priamos richtig gedeutet hat. Als kleiner Junge, mit nicht einmal sieben Jahren, ist Priamos in einem Krieg gefangen genommen und als Geisel festgehalten worden. Ganz allein, ohne Freunde, gezwungen, sein Leben in einem fremden Land zu verbringen, hat er sich an die Götter gewandt, damit sie ihm Trost spendeten – insbesondere an Zeus, an Zeus Xenios, der Freundlichkeit gegenüber Fremden gebietet. Unter der Herrschaft des Priamos ist Troja stets bereit gewesen, Menschen aufzunehmen, deren Landsleute sich gegen sie gewandt hatten. Die von Odysseus erdachte Geschichte zielt darauf ab, Eindruck auf Priamos zu machen, jede Nebensächlichkeit ist so entworfen, dass sie sich sein Vertrauen zunutze macht und es in Schwäche ummünzt. Und wenn dieser Plan nicht aufgeht, ist es auf keinen Fall die Schuld von Sinon, denn der bietet sein gesamtes schauspielerisches Können auf. Sein großes Wehklagen über sein Elend klingt zum Himmel hinauf. »Bitte«, wiederholt er stets aufs Neue,

»bitte, bitte, habt Erbarmen mit mir, ich wage es nicht, in die Heimat zurückzukehren, sie werden mich umbringen, wenn ich nach Hause zurückgehe, weil ich geflohen bin, als sie mich der Göttin opfern wollten.«

»Lasst ihn los«, sagt Priamos. Und dann wendet er sich wahrscheinlich direkt an Sinon: »Willkommen in Troja.«

Kurze Zeit später hört man das Poltern von Seilen, die als Lassos um den Hals des Pferdes geworfen werden, und es setzt sich in Bewegung. Nach wenigen Schritten kommt es mit einem Ruck wieder zum Stehen, bleibt einige quälende Minuten lang festgefahren, schlingert dann weiter voran. Pyrrhos späht durch eine Lücke zwischen den Planken, und die Nachtluft trifft unerwartet kalt auf seine Augenlider – aber er sieht nur eine steinerne Mauer. Doch das reicht. Er weiß nun, dass sie das Skäische Tor passieren, hinein nach Troja. Sie blicken einander mit aufgerissenen Augen an. Es herrscht Schweigen. Draußen singen die Trojaner, Männer, Frauen und Kinder, Lobeshymnen auf Athene, die Schutzgöttin der Städte, während sie das Pferd durch die Stadttore ziehen. Sie hören das aufgeregte Gerede der kleinen Jungen, die ihren Vätern »helfen«, mit aller Kraft an den Seilen zu ziehen.

Unterdessen widerfährt Pyrrhos etwas Seltsames. Vielleicht ist es nur der Durst oder die Hitze, die inzwischen schlimmer sind als je zuvor, aber er scheint das Pferd von außen betrachten zu können. Er sieht, wie der Pferdekopf auf gleicher Höhe mit den Dächern des Palastes und der Tempel ist, er sieht das Pferd, wie es langsam durch die Straßen gezogen wird. Ein merkwürdiges Gefühl, im Dunklen eingepfercht zu sein und doch die breiten Straßen und offenen Plätze sehen zu können, die Menge der

aufgeregten Trojaner, die sich um die Beine des Pferdes drängen. Der Boden ist schwarz von Menschen. Sie sind wie Ameisen, die eine Insektenpuppe gefunden haben, groß genug, um ihre Nachkommenschaft wochenlang zu ernähren, und sie im Triumph zurück in den Ameisenhügel schleppen, ohne zu ahnen, dass die harte, glänzende Puppe, wenn sie erst aufplatzt, ihnen allen den Tod bringen wird.

Endlich nimmt das Torkeln und Schwanken ein Ende. Allen im Pferd ist es übel. Weitere Gebete und Lobgesänge; die Trojaner drängen sich in den Tempel der Athene, um der Göttin für den Sieg zu danken. Und dann beginnen die Feierlichkeiten: mit Gesang, Tanz und immer mehr berausenden Getränken. Die griechischen Krieger lauschen und warten. Pyrrhos versucht, seine Beine auszustrecken. Er hat einen Krampf in der rechten Wade, weil er Durst hat und vom ewigen Sitzen in der gleichen verkrampften Haltung. Bald herrscht noch tieferes Dunkel, kein Lichtstrahl dringt durch die Ritzen des Pferdes, denn sie haben für den Angriff eine mondlose Nacht ausgewählt. Ab und zu wankt eine Gruppe betrunkenen Zecher vorbei, und ihre lodernen Fackeln werfen Tigerstreifen auf die Gesichter der Männer, die drinnen warten. Das Licht funkelt auf Helmen und Brustpanzern und auf den Klingen ihrer gezückten Schwerter. Und noch immer warten sie. Draußen in der Dunkelheit, weit entfernt, pflügen die griechischen Schiffe, schwarz und mit schnabelförmigem Bug, eines am anderen, weiße Furchen in das graue wogende Meer. Die griechische Flotte kehrt zurück. Er stellt sich vor, wie die Schiffe in die Bucht einfahren, die Segel einholen, wie die Ruderer übernehmen, dann das Kratzen der Kiele auf dem Kiesstrand, als sie sicher am Strand anlanden.

Gesang und Geschrei sind erstorben. Die letzten Betrunkenen sind nach Hause gekrochen oder liegen bewusstlos in der Gosse. Und die Wachen des Priamos? Wie wahrscheinlich ist es, dass sie nüchtern geblieben sind, nun, da der Krieg vorüber ist? Nun, da sie zu wissen glauben, dass sie gesiegt haben? Nun, da niemand mehr da ist, gegen den sie kämpfen müssten?

Endlich, auf ein Kopfnicken des Odysseus hin, öffnen vier Krieger am hinteren Ende die Riegel und entfernen zwei Teile der Seitenwand. Kühle Nachtluft dringt herein. Pyrrhos spürt ein Kribbeln auf der Haut, als der Schweiß verdampft. Und dann beginnen die Männer, einer nach dem anderen, in einem gleichmäßigen Strom, die Strickleitern hinabzuklettern. Zunächst gibt es Gedränge, weil jeder die Ehre haben möchte, das Pferd als Erster zu verlassen. Pyrrhos ist das gleich. Er ist unter den Ersten, das reicht ihm. Als seine Füße hart auf dem Boden landen, spürt er den Stoß die ganze Wirbelsäule hinauf. Die Männer stampfen mit den Füßen und versuchen, ihre Durchblutung wieder in Gang zu bringen, denn es kann sein, dass sie nun jeden Moment losrennen müssen. Er greift sich eine Fackel von einem Leuchter an der Tempelwand. Im grellen roten Licht dreht er sich zurück zum Pferd und sieht, wie die letzten Krieger sich schwer zu Boden fallen lassen. Das Pferd schießt Männer. Als alle draußen sind, wenden sie sich einander zu und blicken sich an. Auf allen Gesichtern liegt der gleiche halb wache Ausdruck. *Sie sind in der Stadt.* Langsam wird ihm dieser Gedanke bewusst, in einer unaufhaltsamen Woge durchströmt er ihn. In diesem Augenblick steht er dort, wo sein Vater nie gestanden hat: innerhalb des Mauerrings von Troja. Jetzt kennt er keine Furcht mehr. Alles ist leicht und eindeutig. Dort drüben in der Dunkelheit sind

die Stadttore, die sie öffnen müssen, um das griechische Heer einzulassen. Pyrrhos packt den Griff seines Schwertes fester und rennt los.



Eine Stunde später steht er mitten im Kampfgewühl auf den Stufen zum Palast. Er reißt einem Sterbenden die Streitaxt aus der Hand und beginnt, auf das Tor einzuschlagen. Der Druck der Kämpfenden, die hinter ihm die Stufen hinaufdrängen, macht es schwierig, vernünftig auszuholen. Er schreit sie an, sie sollen ihm Platz machen, sie sollen zurückgehen, und bald hat er ein Loch ins Tor des Palastes geschlagen, gerade breit genug, um hindurchzuschlüpfen. Und danach geht es leicht, es ist alles ganz einfach. Während er die Flure entlangrennt, spürt er, wie das Blut seines Vaters in seinen Adern pocht, und er stößt einen Triumphschrei aus.

Am Eingang zum Thronsaal stehen die trojanischen Wachen dicht gedrängt, die ersten griechischen Krieger stürzen sich auf sie, doch er wendet sich nach rechts und hält Ausschau nach dem geheimen Durchgang, der von Hektors Flügel, wo seine Witwe Andromache nun allein mit ihrem Sohn lebt, zu den Privatgemächern des Priamos führt. Dieses Wissen hat Odysseus dem gefangenen Prinzen unter der Folter abgepresst. Und da ist sie; eine Tür, halb verborgen hinter einem Wandschirm, führt ihn in einen schwach beleuchteten Durchgang, der steil nach unten abfällt. Hier ist es kühl, es riecht muffig, der Geruch von Räumen,

die nicht genutzt werden. Dann führt eine Treppe hinauf in das helle Licht des Saals, wo Priamos auf den Stufen eines Altars steht, unbeweglich, voller Erwartung, als hätte er sich sein ganzes Leben lang auf diesen Moment vorbereitet. Sie sind allein. Der Lärm der kämpfenden Griechen und Trojaner auf der anderen Seite der Mauer dringt kaum zu ihnen durch.

Schweigend starren sie einander an. Priamos ist alt, furchtbar alt, und so gebrechlich, dass seine Rüstung ihn niederdrückt. Pyrrhos räuspert sich, ein merkwürdiger, entschuldigender Laut in der gewaltigen Stille. Die Zeit scheint stehen geblieben zu sein, und er weiß nicht, was er tun soll, damit sie wieder anläuft. Er tritt näher zu den Stufen des Altars und verkündet seinen Namen, wie es sich gehört, bevor man kämpft: »Ich bin Pyrrhos, der Sohn des Achill.« Unglaublich und unverzeihlich: Priamos lächelt und schüttelt den Kopf. Pyrrhos, nun voller Zorn, betritt die unterste Stufe und sieht, wie Priamos sich wappnet, doch als der alte Mann endlich seinen Speer wirft, durchschlägt er den Schild nicht, hängt nur einen Augenblick zitternd daran, dann fällt er zu Boden. Pyrrhos bricht in Gelächter aus, und der Klang seines Lachens wirkt befreiend. Er springt die Stufen empor, packt Priamos bei den Haaren, biegt seinen Kopf nach hinten, um die dürre Kehle freizulegen, und ...

Und nichts ...

Die ganze letzte Stunde hat er in einem geradezu rauschhaften Zustand erlebt, seine Füße haben den Boden kaum berührt, die Kraft ist vom Himmel in ihn hineingeströmt – aber jetzt, wo er diese Kraft am dringendsten brauchte, spürt er, wie sie aus seinen Gliedern weicht. Er hebt den Arm, doch sein Schwert ist schwer, sehr schwer. Priamos erfasst die Schwäche, er entwindet

sich seinem Griff und versucht zu fliehen, doch er strauchelt und stürzt kopfüber die Stufen hinunter. Sofort ist Pyrrhos über ihm, packt die Mähne des silbernen Haares, und nun ist es so weit, jetzt, *jetzt*, aber das Haar ist unerwartet weich, fast wie Frauenhaar, und diese winzige, unbedeutende Nebensächlichkei reichte aus, um ihn aus der Fassung zu bringen. Er zielt auf die Kehle des alten Mannes und verfehlt sie – *dumm, wie dumm* –, er ist wie ein Junge von zehn Jahren, der versucht, sein erstes Schwein abzustechen. Er hackt wild drauflos, Schnitt um Schnitt, Stoß um Stoß, keiner ist tief genug, um zu töten. Mit seinem weißen Haar und der blassen Haut sieht Priamos aus, als hätte er nicht einen Tropfen Blut in sich. Doch das hat er, sogar Unmengen von Blut, er glitscht und schlittert über den Boden. Endlich bekommt Pyrrhos den alten Mistkerl zu fassen, kniet sich auf seine knochige Brust – und selbst jetzt bringt er es nicht fertig und stöhnt verzweifelt auf: »Achill! Vater!« Und unfassbar: Priamos blickt ihn an und lächelt erneut. »Der Sohn des Achill?«, sagt er. »*Du?* Du bist kein bisschen wie er.«

Ein Schleier roter Wut verleiht Pyrrhos die Kraft, erneut zustoßen, diesmal mitten hinein in den Hals. Heißes Blut schießt in pulsierenden Strömen über seine geballte Faust. Das war's. Es ist vorbei. Er lässt den Leichnam zu Boden gleiten. Irgendwo, ziemlich nahe, schreit eine Frau. Verblüfft schaut er sich um und sieht eine Gruppe Frauen, einige mit Babys im Arm, hinter dem Altar kauern. Trunken vor Triumph und Erleichterung rennt er mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, schreit »Buh!« – und lacht, als sie sich verängstigt noch enger aneinanderdrängen.

Doch ein Mädchen erhebt sich und starrt ihn an. Sie hat vorstehende Augen, ein Froschgesicht. Wie kann sie es wagen, ihn

anzuschauen! Einen Augenblick lang ist er versucht, auf sie einzuschlagen, doch er nimmt sich rechtzeitig zurück. Man erringt keinen Ruhm, wenn man eine Frau tötet, außerdem ist er müde; müder, als er je im Leben gewesen ist. Sein rechter Arm hängt von der Schulter herab, leblos wie ein Spaten. Das Blut des Priamos trocknet bereits auf seiner Haut und zieht sie zusammen. Es stinkt, der Geruch von Eisen, der an Fisch erinnert. Einen Augenblick steht er da und schaut auf den Leichnam hinab, und aus einem Impuls heraus tritt er dagegen. Kein Begräbnis für Priamos, beschließt er. Keine Ehren, keine Bestattungsriten, keine Würde im Tod. Er wird genau das tun, was sein Vater mit Hektor gemacht hat: die dünnen Fußknöchel des alten Mannes an die Radachse seines Streitwagens binden und ihn ins griechische Lager zurückschleifen. Doch zuerst muss er das Geschrei und Schluchzen hinter sich lassen, und so stolpert er blindlings durch eine Tür zu seiner Rechten.

Dunkel ist es hier, kühl und ruhig. Die Schreie der Frauen sind schwächer zu hören. Als sich seine Augen an das Dunkel gewöhnen, sieht er eine Ablage für zeremonielle Kleidung, daneben einen Lehnstuhl, Gewänder über die Rückenlehne drapiert. Hier hat sich Priamos offenbar für die Zeremonien zu Ehren des Zeus umgekleidet.

Er steht unter der Tür und lauscht, er spürt, wie das Zimmer vor ihm zurückweicht, genau wie die Frauen. Alles ist still und leer. Aber dann fällt ihm plötzlich in der hinteren Ecke eine Bewegung auf. Jemand versteckt sich dort drüben im Schatten, er kann gerade eben die Umrisse einer Gestalt ausmachen. Eine Frau? Nein, von dem flüchtigen Eindruck her, den er gewonnen hat, ist er beinahe sicher: Es ist ein Mann. Er schiebt die Kleider-

ablage beiseite und tastet sich langsam voran – und dann lacht er beinahe laut auf vor Freude und Erleichterung, denn dort, direkt vor ihm, steht Achill. Es kann niemand anders sein: die funkelnde Rüstung, das wallende Haar – das ist ein Zeichen, das Zeichen, dass er endlich anerkannt ist. Selbstbewusst tritt er vor, späht in die Dunkelheit und sieht Achill auf sich zukommen, blutbedeckt; alles ist rot, von seinem federbesetzten Helm bis zu den Füßen, die in Sandalen stecken. Auch das Haar ist rot, nicht orange oder karottenfarben, nein, es ist rot wie Blut oder Feuer. Im letzten Augenblick, als sie sich Auge in Auge gegenüberstehen, streckt er die Hand aus, und seine blutverklebten Finger treffen auf etwas Hartes, Kaltes.

Ganz nah ist er jetzt, fast nahe genug, dass sie einander küssen könnten. »Vater«, sagt er und durch seinen Atem beschlägt die glänzende Bronzoberfläche des Spiegels. »Vater.« Und noch einmal, weniger selbstbewusst diesmal: »*Vater?*«

3



*Wir fahren,
wir fahren,
wir fahren endlich heim!*

Ich zählte schon nicht mehr mit, wie oft ich dieses Lied in den letzten paar Tagen gehört hatte – falls man es überhaupt ein Lied nennen kann. Männer taumelten in kleinen Gruppen durch das Lager, betrunken, mit schlaffen Mündern und ausdruckslosem Blick, und brüllten die einfachen, sich stets wiederholenden Worte heraus, bis sie heiser waren. Die Disziplin war beinahe vollkommen dahin. Im ganzen Lager kämpften die Könige darum, ihre Männer wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Als ich eines Morgens über den Versammlungsplatz ging, hörte ich Odysseus rufen: »Wenn ihr dieses verdammte Schiff nicht beladet, fahrt ihr nirgendwohin!« Er stand vor seiner Halle auf den Stufen der Veranda und trat einer Gruppe von vielleicht zwanzig oder dreißig Männern gegenüber. Es war bezeichnend für die allgemeine Stimmung, dass er selbst hier, auf seinem eigenen Gelände, einen Speer dabei hatte. Die meisten Sänger schlichen davon, aber dann drang eine Stimme aus der Menge: »Und was ist mit dir, du verdammter Mistkerl? Dich seh ich ja nicht grad viel schleppen.«

Thersites natürlich, wer sonst? Er war nicht vorgetreten, die anderen waren vielmehr zurückgetreten. Odysseus ging sofort auf ihn los. Er benutzte das stumpfe Ende seines Speeres als Schlagstock und versetzte Thersites mehrere Hiebe auf Arme und Schultern. Als er gekrümmt und stöhnend am Boden lag, gab er ihm noch ein paar Schläge in die Rippen und trat ihm zum Schluss in den Unterleib.

Thersites hielt sich die Eier und warf sich von einer Seite auf die andere, während sich die Männer um ihn versammelten und vor Lachen brüllten. Er war ein Großmaul und bekannt dafür, dass er Ärger machte. Wenn es Arbeit zu verteilen gab, fand man Thersites immer weit hinten in der Schlange. Es mochte für die Männer eine willkommene Unterhaltung bedeuten, wenn er die Autoritäten herausforderte, aber beliebt und respektiert war dieser Mann nicht. Also ließen sie ihn liegen und gingen weg, vielleicht, um das Schiff zu beladen, aber wahrscheinlich eher, um Nachschub an Alkohol zu suchen, denn die Trinkschläuche aus Ziegenleder, die sie über die Schultern geschlungen hatten, schienen leer zu sein. Schon nach wenigen Schritten fingen sie wieder an zu singen, doch mit jeder weiteren Wiederholung wirkte das Lied eher wie ein Trauergesang.

*Wir fahren,
wir fahren,
wir fahren endlich heim!*

In Wahrheit fuhr niemand heim. Niemand fuhr irgendwohin. Noch vier Tage zuvor hatte die Abreise bloß eine Stunde bevorstanden – ein paar Könige, darunter auch Odysseus, waren be-

reits an Bord ihrer Schiffe gewesen –, doch dann hatte der Wind sich plötzlich gedreht und blies seitdem vom Meer her, beinahe so stark wie ein Sturm. Nur ein Wahnsinniger hätte bei diesem Wind den Schutz der Bucht verlassen. »Keine Sorge«, sagten alle, »das legt sich bald.« Aber der Wind legte sich nicht. Tag für Tag, Stunde für Stunde wehte dieser ungewöhnliche Wind, und so saßen sie alle hier fest: die siegreichen griechischen Krieger und mit ihnen natürlich die gefangenen trojanischen Frauen.

Ich beugte mich über Thersites und bemühte mich, nicht vor dem Gestank zurückzuschrecken, der aus seinem offenen Mund drang. Es tat mir leid, dass ich schlecht von einem Mann dachte, der Odysseus gerade einen verdammten Mistkerl genannt und ihm das mitten ins Gesicht gesagt hatte, aber an Thersites gab es wirklich nicht viel zu mögen. Doch er lag verletzt da, und ich war unterwegs zum Krankenzelt, also schob ich die Hand unter seinen Arm und half ihm beim Aufstehen. Einen Augenblick stand er zusammengekrümmt vor Schmerzen da, die Hände auf den Knien, dann hob er langsam den Kopf. »Ich kenn dich doch«, sagte er. »Briseis, oder?« Er wischte sich mit dem Handrücken über die blutige Nase. »Die Hure von Achill.«

»Die *Gattin* von Herrn Alkimos.«

»Ja gut, aber was ist mit dem Balg, das du kriegst? Was hält Herr Alkimos wohl davon? Den Bastard von 'nem anderen Mann großziehen?«

Ich wandte mich ab, und während ich fortging, war mir die ganze Zeit bewusst, dass Amina hinter mir war und mir folgte. Kannte sie die Vorgeschichte meiner Hochzeit? Nun, wenn sie sie zuvor nicht gekannt hatte, kannte sie sie spätestens jetzt.